

Subjektivität und Selbstrepräsentationalismus*

Daniel Wehinger, Innsbruck

In seinem folgenschweren Paper von 1974, „What Is It Like to Be a Bat?“, setzt sich Thomas Nagel mit der Frage auseinander, worin denn nun die Eigenart des Bewusstseins besteht. Seine Antwort: Bewusste Zustände und Erfahrungen zeichnen sich dadurch aus, dass es sich *auf eine gewisse Art und Weise anfühlt*, sie zu haben. Nagels Charakterisierung des Bewusstseins hat Schule gemacht; die Redeweise vom *what-it-is-like*-Charakter bewusster Zustände ist heute ubiquitär. Und in der Tat erscheint es von entscheidender Bedeutung, dass bewusste Erfahrungen einen spezifischen qualitativen Gehalt haben, dass es sich auf eine gewisse Art und Weise anfühlt, in ihnen zu sein. Doch während dieses Charakteristikum zweifellos auf eine wesentliche Eigenart bewusster Zustände verweist, zeigt eine genauere Betrachtung, dass es sich bei der Redeweise vom *what-it-is-like*-Charakter bewusster Zustände strenggenommen um eine Verkürzung handelt. Denn bewusste Zustände fühlen sich nicht bloß auf eine gewisse Art und Weise an, sie haben nicht bloß einen spezifischen qualitativen Gehalt; sie fühlen sich stets auch *für* jemanden auf eine gewisse Art und Weise an, sie sind da *für* denjenigen, der sie durchlebt.

Von dieser Bestimmung bewusster Zustände als sich *für* jemanden auf eine gewisse Art und Weise anfühlend nimmt Uriah Kriegels selbstrepräsentationalistische Theorie des Bewusstseins ihren Ausgang. Kriegel schreibt:

When I have a conscious experience of the blue sky, there is something it is like for me to have the experience. In particular, there is a bluish way it is like for me to have it. This “bluish way it is like for me” constitutes the phenomenal character of my experience. [...] The bluish way it is like for me has two distinguishable components: (i) the *bluish* component and (ii) the *for-me* component. I call the former *qualitative character* and the latter *subjective character*. (Kriegel 2009, 1)

Kriegel verwendet Phänomenalität also als Überbegriff für qualitativen Charakter einerseits, insofern bewusste Erfahrungen sich auf eine gewisse Art und Weise anfühlen, und subjektiven Charakter andererseits, insofern sie stets *für* jemanden sind. Sein Hauptaugenmerk gilt nun der Subjektivität oder, wie er auch sagt, *for-me-ness* bewusster

* Dieser Aufsatz ist teilweise Wehinger (2011) entnommen.

Zustände. Was es bedeutet, dass bewusste Erfahrungen *für* jemanden sind, subjektiven Charakter haben, führt er folgendermaßen aus:

[...] to say that my experience has subjective character is to point to a certain *awareness* I have of my experience. Conscious experiences are not states that we may *host*, as it were, unawares. [...] A mental state of which one is completely unaware is not a conscious experience. In this sense, my conscious experience is not only *in me*, but also *for me*. (Kriegel 2009, 8)

Bewusst sind also nur solche Zustände, von denen wir auch Bewusstsein haben. In diesem Bewusstsein sieht Kriegel nun auch die Subjektivität bewusster Zustände begründet: Wenn bewusste Zustände wesentlich *für* jemanden sind, dann muss dieser Jemand auch ein Bewusstsein von ihnen haben. Ohne dieses Erfordernis, so meint Kriegel, ist der Unterscheidung zwischen Zuständen, die bloß in uns sind und solchen, die zudem noch *für* uns sind, kaum ein Sinn abzugewinnen. Ja, er geht soweit zu sagen, dass Positionen, denen zufolge ein bewusster Zustand über Subjektivität verfügen kann, ohne dass sich sein Subjekt seiner – wiederum auf phänomenale oder nicht-phänomenale Weise – bewusst ist, höchstwahrscheinlich inkohärent („quite possibly incoherent“, Kriegel 2009, 105) sind.

Das Bewusstsein, das wir von unseren bewussten Zuständen haben, deutet Kriegel in einem weiteren Schritt als eine *Repräsentation* derselben. Von etwas Bewusstsein zu haben, so meint er, bedeutet stets, dieses Etwas zu repräsentieren, egal ob es sich dabei um Erfahrungen oder um physikalische Gegebenheiten handelt:

Plausibly, being aware of something is just representing it in the right way. For a subject to be aware of a rainbow *just is* for her to harbor the right sort of mental representation of the rainbow. [...] Thus to be aware of, say, a growing anxiety *just is* to harbor a mental representation of one's anxiety. (Kriegel 2009, 17)

Dies ist ein entscheidender Schritt in Kriegels Argumentation. Denn indem er den von naturalistischer Seite als unproblematisch erachteten Begriff der Repräsentation einführt, öffnet er die Tür für eine Reduktion der Subjektivität von Bewusstsein. Sollte es gelingen, die *for-me-ness* bewusster Zustände allein durch den Verweis auf Repräsentationen zu rekonstruieren, so wären wir damit dem Ziel einer naturalistischen Bewusstseinstheorie ein entscheidendes Stück näher gekommen.

Wenn mentale Zustände nun insofern bewusst und damit subjektiv sind, als ihr Subjekt ein Bewusstsein von ihnen hat, und wenn dieses Bewusstsein in einer Repräsentation der entsprechenden Zustände besteht, dann ergibt sich als eine notwendige Bedingung für die

Bewusstheit mentaler Zustände deren Repräsentiert-Werden. Mentale Zustände müssen also repräsentiert werden, um bewusst zu sein.

Repräsentiert werden kann ein mentaler Zustand nun entweder von einem numerisch verschiedenen oder von einem numerisch identischen Zustand, also von *sich selbst*. Hinsichtlich der ersten Möglichkeit können wir wiederum zwei Positionen unterscheiden. Die erste besteht in der Annahme, dass der numerisch verschiedene Zustand, der unseren Ausgangszustand repräsentiert, selbst bewusst ist. Diese Annahme ist jedoch als Antwort auf die Frage, was einen mentalen Zustand bewusst macht, kaum haltbar, da sie zu einem infiniten Regress führt. Denn um den Zustand, der unseren numerisch verschiedenen Ausgangszustand bewusst macht, selbst bewusst zu machen, müssen wir einen dritten Zustand annehmen, der unserem bewusstmachenden Zustand sein Bewusstsein verleiht, und so weiter; ein Ende der Kette ist nicht in Sicht. Vertreter der diversen *Higher-order*-Theorien des Bewusstseins wie Rosenthal (2005) und Carruthers (2000) versuchen deshalb, dem Regress ein Ende zu bereiten, indem sie den numerisch verschiedenen Zustand, der unseren Ausgangszustand repräsentiert und so bewusst machen soll, als *nicht-bewusst* konstruieren. Dies ist die zweite Position, die sich innerhalb jener Theorien, die die Bewusstheit bewusster Zustände auf deren Repräsentiert-Werden durch einen numerisch verschiedenen Zustand zurückführen, unterscheiden lässt. Sie ist jedoch ebenfalls nicht frei von Problemen, die Kriegel als groß genug erachtet, um sich von ihr abzuwenden.

Eine neue Theorie muss also her, und die ist eben der *Selbstrepräsentationalismus*. Diesem zufolge wird ein bewusster Zustand ebenfalls dadurch bewusst, dass er repräsentiert wird. Doch der repräsentierende und somit bewusstmachende Zustand wird nunmehr nicht wie in den beiden genannten und für unzureichend befundenen Theorien als numerisch verschieden von dem repräsentierten Zustand gedeutet, sondern als *numerisch identisch* mit ihm. Ein mentaler Zustand wird gemäß dem Selbstrepräsentationalismus also dadurch bewusst, dass er von *sich selbst* repräsentiert wird.

Kriegel fasst die drei Hauptschritte, in denen sich seine Argumentation für den Selbstrepräsentationalismus vollzieht, folgendermaßen zusammen:

First, I argued that subjective character must implicate the subject's awareness of her mental state [...]. Secondly, I argued that the subject's awareness of her mental state must involve her having a representation of it [...]. Thirdly, I argued that the subject's representation of her mental state must be grounded in that state itself, such that the state is self-representing [...]. (Kriegel 2009, 156)

Selbstrepräsentation ist laut Kriegel also der Schlüssel zu Bewusstheit bzw. Subjektivität. Die Idee, dass ein mentaler Zustand bewusst wird, *for-me-ness* erlangt, indem er sich selbst repräsentiert, vermag, so meint er, die Schwierigkeiten konkurrierender Theorien zu umgehen, ohne der Reduktion phänomenalen Bewusstseins einen prinzipiellen Riegel vorzuschieben.

Doch wenngleich Kriegel Selbstrepräsentation als notwendig für subjektiven Charakter erachtet, sieht er in ihr noch keine hinreichende Bedingung für *for-me-ness*. Er schreibt:

It seems conceivable, on the face of it, that a zombie should harbor self-representing internal states. These states would represent themselves but would not be conscious. If so, one might reason, self-representation is insufficient for subjective character. (Kriegel 2009, 157)

Um Bewusstheit zu erlangen, genügt es also nicht, dass ein mentaler Zustand sich selbst repräsentiert. Denn auch Zombies, die *per definitionem* nicht-bewusste Wesen sind, können, allem Anschein nach über selbstrepräsentierende Zustände verfügen. Ein mentaler Zustand muss sich also nicht bloß selbst repräsentieren, um bewusst zu werden; er muss dies darüber hinaus auf die *richtige Art und Weise* tun. Die Frage, worin diese „richtige Art und Weise“ besteht, was also die zusammengenommen hinreichenden Bedingungen dafür sind, dass selbstrepräsentierende Zustände bewusst werden, beantwortet Kriegel folgendermaßen: Mentale Zustände werden genau dann subjektiv, sie erhalten genau dann *for-me-ness*, wenn sie sich *nicht-derivativ*, *spezifisch* und *essentiell* selbst repräsentieren.

Eine *nicht-derivative* Repräsentation ist eine Repräsentation, die nicht auf Interpretation beruht. Das Wort „Katze“ etwa repräsentiert Katzen derivativ: Es bedeutet, was es bedeutet, weil wir es interpretieren, wie wir es eben interpretieren (Kriegel 2009, 158-9). *Spezifisch* ist eine Repräsentation dann, wenn sie ein – konkretes oder abstraktes – *particular* repräsentiert. Dieses Kriterium erlaubt es Kriegel, mit der Existenz selbstrepräsentierender nicht-bewusster Überzeugungen zu Rande zu kommen. Das Beispiel, das er nennt, ist die in eben diesem Moment nicht-bewusste Überzeugung, dass alle Überzeugungen neurophysiologisch realisiert sind. Diese Überzeugung fällt – so sie denn richtig ist – zwar selbst unter die Extension des Konzepts, neurophysiologisch realisiert zu sein und repräsentiert sich insofern selbst, doch handelt es dabei laut Kriegel eben nicht um eine spezifische, sondern um eine generische Selbstrepräsentation (Kriegel 2009, 159-60).

Während ich diese beiden Bedingungen, also die Bedingungen nicht-derivativer und spezifischer Selbstrepräsentation, der Vollständigkeit halber zwar anführe und ihre Erfüllung in der Folge voraussetze, gilt mein primäres Interesse nicht ihnen, sondern der dritten

Bedingung, die Kriegel nennt, nämlich der Bedingung *essentieller* Selbstrepräsentation. Diese ist laut Kriegel dann gegeben, wenn der repräsentierende mentale Zustand erfasst, dass seine Repräsentation eben *ihn selbst* repräsentiert. Er drückt dies folgendermaßen aus:

If a mental state has a representational content that it itself happens to satisfy, but the state does not in some (obviously metaphorical) sense “mean” to pick out itself, then the subject’s inner awareness of the state would not be of the right sort to make the subject aware of it as the state she is currently and thereby in. (Kriegel 2009, 162)

Ein selbstrepräsentierender mentaler Zustand – dessen nicht-derivativen und spezifischen Charakter ich, wie gesagt, als gegeben annehme – kann also nur dann bewusst werden, wenn der repräsentierende Zustand die entsprechende Repräsentation auch tatsächlich als Repräsentation *seiner selbst* erkennt. Nur wenn dies gelingt, so meint Kriegel, kann auch sein Subjekt diesen Zustand als *seinen* erfassen; nur dann wird er auch subjektiv.

Kriegel erklärt die Zuschreibung des Bewusstseinsprädikats „mean“ an den sich selbst repräsentierenden mentalen Zustand freilich zu einer rein metaphorischen Sprechweise. Wir müssen uns dennoch fragen, was das Erfordernis essentieller Selbstrepräsentation voraussetzt. Die Antwort scheint zu sein, dass ein mentaler Zustand *prima facie* nur dann in der Lage ist, sich in einer Selbstrepräsentation wiederzufinden, wenn er über *Selbstbewusstsein* – in einem freilich sehr basalen Sinn – verfügt; für die Selbstzuschreibung einer Repräsentation als Repräsentation von sich muss der selbstrepräsentierende mentale Zustand selbstbewusst sein. Nur wenn dies der Fall ist, so scheint es, kann er auch erkennen, dass der Zustand, den er repräsentiert, eben *er selbst* ist. Das erklärte Ziel des Selbstrepräsentationalismus – die Reduktion von Subjektivität, der Tatsache also, dass ein Subjekt sich seiner bewussten Zustände stets als der *seinen* bewusst ist, wie Kriegel in obigem Zitat sagt – verlangt demnach allem Anschein nach die Zuschreibung von Selbstbewusstsein an den mentalen Zustand, der durch den Akt der Selbstrepräsentation Bewusstsein hervorbringt. *Essentielle* Selbstrepräsentation, so scheinen Kriegels Ausführungen zu implizieren, ist, mit anderen Worten, *selbstbewusste* Selbstrepräsentation.

Dieser Schluss erweist sich jedoch als problematisch für Kriegels Theorie. Denn aus der bloßen Repräsentation eines mentalen Zustandes, der *de facto* identisch mit ihm selbst ist, geht für den repräsentierenden Zustand keineswegs hervor, dass dieser Zustand er selbst ist. Deshalb führt Kriegel *essentielle*, also, wie wir gesagt haben, *selbstbewusste* Selbstrepräsentation auch als eine weitere, zusätzliche Bedingung an, die zur bloßen Selbstrepräsentation hinzukommen muss, um Bewusstsein zu erzeugen. *Selbstbewusste*

Selbstrepräsentation, so gibt Kriegel damit zu verstehen, ist demnach mehr als bloße *De facto*-Selbstrepräsentation. Die Frage, die sich nun stellt, ist, ob dieses „Mehr“ – das Selbstbewusstsein, das er für den selbstrepräsentierenden mentalen Zustand zusätzlich zum Akt der Selbstrepräsentation fordert – sich seinerseits einfügen lässt in den repräsentationalistischen Rahmen, den Kriegel sich selbst gesteckt hat. Was, so wollen wir fragen, muss gegeben sein, damit der selbstrepräsentierende mentale Zustand seine Selbstrepräsentation auch als solche zu erkennen vermag?

Die Antwort scheint zu sein, dass das Erfassen einer Repräsentation als Repräsentation *seiner selbst* ein Selbstbewusstsein auf Seiten des selbstrepräsentierenden mentalen Zustandes voraussetzt, das diese Repräsentation übersteigt. Denn wenn aus der bloßen Repräsentation eines mentalen Zustandes, der *de facto* er selbst ist, für unseren selbstrepräsentierenden mentalen Zustand noch nicht hervorgeht, dass der repräsentierte Zustand auch er selbst *ist*, dann müssen wir dem selbstrepräsentierenden mentalen Zustand für das Erlangen dieser Einsicht ein Selbstbewusstsein zuschreiben, das über die betreffende Selbstrepräsentation hinausgeht. Dieses Selbstbewusstsein mag nun in einer weiteren Repräsentation seiner selbst bestehen. Der selbstrepräsentierende mentale Zustand mag etwa erkennen, dass die anfängliche Selbstrepräsentation in einem bestimmten Verhältnis zu einer weiteren Selbstrepräsentation steht, die er bereits als eine Repräsentation seiner selbst erfasst hat. Doch für diese weitere Selbstrepräsentation gilt wiederum, dass der selbstrepräsentierende mentale Zustand, um sie als Repräsentation seiner selbst erkennen zu können, über ein Selbstbewusstsein verfügen muss, das sie transzendiert. Und dasselbe lässt sich über jede weitere Selbstrepräsentation sagen, die er als solche erkannt hat und durch deren Verhältnis zu etwaigen anderen Selbstrepräsentationen er diese als Repräsentationen von *sich* erfasst. Auch für sie gilt, dass der selbstrepräsentierende mentale Zustand, um sich in den genannten Selbstrepräsentationen wiederfinden zu können, nach einem Selbstbewusstsein verlangt, das über diese Selbstrepräsentationen hinausgeht.

Der Schluss, zu dem uns diese Überlegungen allem Anschein nach führen, ist, dass unser selbstrepräsentierender mentaler Zustand, um sich in einer beliebigen Selbstrepräsentation wiederfinden zu können, ein Selbstbewusstsein braucht, das *nicht* in einer Repräsentation seiner selbst bzw. in irgendeiner Repräsentation besteht. Ohne dieses kann er allem Anschein nach zwar feststellen, dass da ein mentaler Zustand repräsentiert wird. Doch selbst wenn wir unserem selbstrepräsentierenden mentalen Zustand überdies die Erkenntnis zugestehen, dass der repräsentierte mentale Zustand numerisch identisch ist mit dem mentalen Zustand, der ihn repräsentiert, scheint ihm die Einsicht, dass dieser selbstrepräsentierende mentale Zustand *er*

selbst ist, ohne ein nicht-repräsentationales Selbstbewusstsein prinzipiell verschlossen zu sein. Selbstbewusste Selbstrepräsentation, so ergibt sich daraus, setzt also nicht-repräsentationales Selbstbewusstsein voraus; sie verlangt nach einem Bewusstsein von etwas – *uns selbst* bzw. dem selbstrepräsentierenden mentalen Zustand, in dem wir uns befinden –, das nicht in einer Repräsentation dieses Etwas besteht.

Wenn dem nun aber so ist, dann überschreitet Kriegel mit der Bedingung essentieller, d. h. selbstbewusster Selbstrepräsentation seinen selbstgesteckten repräsentationalistischen Rahmen. Denn er führt ein Theorieelement ein, das sich nicht in Repräsentationen auflösen zu lassen scheint. Sein Reduktionsversuch des Bewusstseins anhand des Repräsentationsbegriffs fußt demnach auf einem nicht-repräsentationalen Fundament. Um der Subjektivität von Erfahrung habhaft zu werden, kommt Kriegel nicht umhin, auf eine Bewusstseinsform zurückgreifen, die nicht in einer Repräsentation besteht. Dies ist nun aber ganz augenscheinlich eine grundsätzliche Schwierigkeit für seinen Selbstrepräsentationalismus, da die darin angestrebte Reduktion phänomenalen Bewusstseins eben auf dem Repräsentationsbegriff basiert.

Literaturverzeichnis

Carruthers, P. (2000) *Phenomenal Consciousness*, Cambridge: Cambridge University Press.

Kriegel, U. (2009) *Subjective Consciousness*, Oxford: Oxford University Press.

Nagel, T. (1974) „What Is It Like to Be a Bat?“, *The Philosophical Review* 83, 435-50.

Rosenthal, D.M. (2005) *Consciousness and Mind*, Oxford: Clarendon Press.

Wehinger, D. (2011) „Subjektivität und Naturalismus“, *Zeitschrift für Katholische Theologie* 133/3-4, 340-60.